

Mathias Klammer wurde 1988 in Lienz geboren und hat Kommunikationswissenschaft und Philosophie in Graz und Salzburg studiert. Er lebt und arbeitet derzeit als Texter und Autor in Salzburg. Seine bisherigen Buchveröffentlichungen wurden mehrfach ausgezeichnet und prämiert.
www.em-ka.at

MATHIAS KLAMMER

DIE TOTE AUS SALZBURG

Kriminalroman

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für alle, die dieses Buch möglich gemacht haben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: mauritius images/Alexander Semkin/Alamy
Umschlaggestaltung: Franziska Emons-Hausen, nach einem
Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susanne Bartel
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2018
ISBN 978-3-7408-0294-3
Originalausgabe

Die Entstehung dieses Romans wurde gefördert vom

BUNDESKANZLERAMT ■ ÖSTERREICH.

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

*Wenn die Toten wiederkommen,
sind die Lebenden die Verlierer.*

Die Hofer Michi

Und gleich am Anfang wieder zurück ans Ende. Gehe nicht über Los, ziehe keine zweihundert Euro ein. Sie wollen, dass ich mich vorstelle, dass ich ein paar Sätze über mich verliere. Aber ich habe nichts zu sagen, weiß nicht, wo ich anfangen, wo ich aufhören soll. Also beginne ich zu reden, erneut. Der Hofer Andi bin ich. Als würde ich neben mir stehen. Erneut.

Der Hofer ist schlaftrunken. Von der Welt abgekapselt. Ganz weit weg. Wie tot.

Der Hofer kämpft sich zurück. Will nicht sterben. Noch nicht. Es wäre viel zu früh.

Der Hofer gibt alles. Würde er immer. Für seine Liebsten, für sich, für alle.

Der Hofer wird beständig älter. Die Uhr tickt unaufhaltsam. Sie zerdrückt einen beinahe.

Der Hofer hofft auf bessere Zeiten. Mögen diese bald eintreten, denn gleichzeitig hofft er auf ein wenig Unterstützung, auf gegenseitige Rücksichtnahme, auf Liebe. Auf alles, was einem als Menschen guttut. Ist das denn zu viel verlangt?

Der Hofer denkt nicht. Nein, er denkt wirklich nicht viel nach in letzter Zeit. Zu viel ist passiert, was ihn bedrückt, was ihn am Denken hindert.

Der Hofer wartet. Schon wieder. Und er weiß noch immer nicht, auf was.

Der Hofer will weiterleben. Das sieht man. Indem er seinen Körper von links nach rechts und wieder zurück schüttelt, indem er beginnt zu zittern und versucht, die einzelnen Finger zu bewegen. Auf und ab, nur ganz langsam, ganz vorsichtig. Er probiert es, kämpft dagegen an, gegen diese Allmacht, diese Schwerelosigkeit, die ihn umgibt. Weil er zurückwill. Zurück ins Licht, in die normale Welt.

Der Hofer kämpft. Für das Gute im Menschen. Für das Gute im Leben.

Teil 1

Morgenrot

Der Hofer hat noch viel vor.
Das kann noch nicht alles gewesen sein. Bitte nicht.
Das wäre der Wahnsinn.
Deshalb gilt die Devise: weitermachen.
Denn der Hofer gibt nicht auf. Niemals.
Niemals, niemals, niemals.
Wo kämen wir denn da hin, wenn alle aufgeben würden?
Der Hofer macht so etwas nicht.
Der Hofer macht weiter.
Immer weiter.
Weiter.
Immer.

1

Stell dir vor: Das ist die Gegenwart.

Langsam wache ich auf. Ich bin in einem kargen Krankenzimmer, alles wabert: die Gedanken, die Ströme, die Energie. Durch meinen Körper, durch den Raum, in dem ich liege. Ich stelle mir vor, dass das das Leben ist. Das Leben, das ich mir immer gewünscht habe, irgendwie. Die Farben, die Formen der Dinge, dieses Zimmer. Alles ist so schön, so anders als sonst. So, wie ich es wollte.

Immer wieder drängen sich verschiedenste Bilder in meine vernebelten Träume. Entführte, geknebelte Männer, Holzärge, rumänische Mafiosi und Ähnliches. Mit nichts davon kann ich etwas anfangen, nichts verarbeiten. Mit Ausnahme von einem Bild: der Tote im Kofferraum. So realistisch, fast zum Greifen nah. Die weiße Haut, der dunkle Pullover, die geschlossenen Augen, die vier Finger der einen Hand. Alles so echt. Als wäre es gestern gewesen. Diese Leiche, wohl ein Symbol für etwas. Wofür auch immer. Nur dieses eine Bild: wie ich die Leiche vom Bundschuh entsorge, wieder diese Böschung, wieder dieser Fluss. Oder war das 1999? Ich weiß es nicht mehr und will nicht länger darüber nachdenken. Denn in diesem Moment zählt nur eines: dass ich noch lebe. Ganz sicher.

2

Ein komisches Geräusch hat mich zurück ins Tal der Lebenden geholt.

Ich halte die Augen geschlossen, konzentriere mich voll und

ganz auf das gleichmäßige Piepsen der Maschinen, mein Atem ist flach, ruhig. Ich presse die Lippen aufeinander, atme einmal tief durch die Nase ein, dann aus, dann öffne ich die Augen.

Mein Blick, verschwommen.

Es dauert ein paar Sekunden, bis aus den schemenhaften Umrisen erkennbare Gegenstände werden. Ich sehe: einen weiß gestrichenen, großen Raum mit gelben Linien auf mittlerer Höhe der Wände. Drei robuste Betten aus Metall. Außerdem ein riesiges porzellanenes Waschbecken, eingebaut in ein Holzregal. Und: das Kreuz an der Wand und das PVC am Boden.

Ich sehe aber auch, dass ich selbst in einem dieser Betten im weißen Bettzeug liege. Beiges Krankenhaushemd, Infusion im Arm. Und plötzlich sehe ich da diese Frau, höchstwahrscheinlich eine Krankenschwester, die sich an meinem Arm zu schaffen macht. Sie löst die Pflaster, setzt die Spritze neu, tauscht den Infusionsbeutel, greift nach meiner Hand und befühlt sie. Drückt sie an den verschiedensten Stellen auf der Suche nach einer Regung, nach irgendwas.

Ich versuche, mich zu bewegen, doch mein Körper ist schwer. Schwerer, als ich es mir jemals hätte vorstellen können. Erst jetzt bemerke ich, wie stark meine Glieder schmerzen, wie sehr mein Kopf dröhnt, wie meine Beine sich in die Matratze stemmen, mein ganzer Körper fühlt sich schwer an, zu schwer zum Aufstehen.

Ich will die Hand der Schwester fassen, die noch immer meine Fingerkuppen betastet, indem sie mit der anderen Hand meinen Handballen umfasst. Bis es endlich gelingt. Mein Gehirn sendet die richtigen Impulse an meine Hand, und meine Finger krümmen sich um die der Krankenschwester.

Sie erschreckt, blickt mich an. Jetzt sehe ich: in wundervolle meerblaue Augen. In diesem Moment fühle ich mich frei. Ganz kurz nur.

Bis sie sagt: »Sind Sie wach?«

Ich versuche zu nicken, röchle: »Wo bin ich?«

»Keine Angst. Sie sind im Landeskrankenhaus in Salzburg. Können Sie sich an irgendetwas erinnern?«

Ich schweige.

»Können Sie sich daran erinnern, wie Sie heißen?«

»Andi«, flüstere ich. »Andi Hofer.«

Die Schwester nickt, lächelt, hält meine Hand ganz fest. »Ich bin gleich wieder da, Herr Hofer. Versprochen. Ich hole schnell Ihren Arzt. Er wird froh sein, dass Sie endlich aufgewacht sind. Und ich freue mich auch, Herr Hofer, wirklich, ich freue mich so für Sie.«

»Aber –«

»Kein Aber, Herr Hofer. Versuchen Sie, wach zu bleiben. Ich bin sofort wieder zurück.«

Sagt sie, betätigt den orangefarbenen Rufknopf neben meinem Bett und stürmt aus dem Raum. Ich schaue ihr nach, angestrengt, den Kopf ein wenig vom Polster erhoben. Der Arzt wird in Kürze kommen, doch ich kann nur an die meerblauen Augen und das das Licht reflektierende Silberschild denken, das an dem Krankenschwesterkittel befestigt war.

Denn darauf stand: »Lilly«.

3

»Wie geht es ihm?« Ihre Stimme, laut und rau auf dem verlassenen Krankenhausflur. Diffuses düsteres Licht fällt von draußen durch ein dreckiges Fenster. Es ist gerade genug, um eine kleine Spur von Helligkeit in dieses triste Dasein zu zaubern.

Ihre Haare, die sie sich aus dem Gesicht streicht. Schwarz, lang, zerzaust. Die abgebrochenen Fingernägel, der Dreck unter ihnen, der sich in diesen wilden Stunden, die ihr schon wie eine Ewigkeit erscheinen, abgelagert hat. Der abblätternde Nagellack, jeder Finger in einer anderen Farbe. Nur nicht der Daumen, der bleibt farblos, der wird nicht lackiert, das hat sie früher oft gesagt. Der ist quasi heilig.

Der Hofer hat das nie verstanden, hat sie nie verstanden. Hat sich immer über sie geärgert, über ihre Flausen im Kopf und ihr Benehmen, unpassend, manchmal fast aufdringlich.

Warum ist sie so?, hat er sich gefragt. Warum muss sie so sein? Warum sind Geschwister manchmal so verschieden? An welcher Gabelung des Lebens war sie anders abgelenkt als er, sodass sie jetzt so viele Welten trennen? In jeder Hinsicht.

Das alles hat er sich immer und immer wieder gefragt. Hat versucht, Antworten zu finden, den Fehler. Vielleicht lag es an ihm. Vielleicht hat er sich zu wenig angestrengt, sie zu verstehen, so zu fühlen wie sie. Vielleicht funktioniert es aber auch einfach nicht zwischen ihnen. Vielleicht muss es so sein.

Vielleicht. Vielleicht. Vielleicht.

Das alles hat ihn so lange beschäftigt, bis vor einigen Tagen auf einmal alles drunter und drüber ging. Tohuwabohu, das Leben wurde auf den Kopf gestellt, innerhalb eines Momentes war alles anders.

Wie schnell das gehen kann. Wenn man mittendrin steckt und keinen Ausweg mehr findet, wenn man versucht, gegen sie anzukämpfen, gegen die Windmühlen, aber keinerlei Chance hat.

Wenn die Mühlen einen gegen die Wände drücken und man zitternd seine letzte Kraft aufbietet, um von den unsichtbaren Mächten nicht vollends zerstört zu werden.

Erst dann wird einem bewusst, wie schnell alles vorbei sein kann. Die Gesundheit, die Freude, die Liebe, das Leben. Erst dann weiß man das.

So denkt der Hofer, während er in seinem Krankenbett liegt und versucht, die Schmerzen zu ignorieren. Während draußen vor dem Zimmer seine richtige Schwester darauf wartet, ihn zu sehen: Michi.

Seine temporäre Schwester Lilly hat es ihm erzählt. Dass Michi auf den abgewetzten Stühlen hockt und mit ihrem Hintern nervös von Sitzfläche zu Sitzfläche rutscht, weil sie nicht in sein Zimmer darf. Noch nicht.

4

»Zuerst müssen noch ein paar Checks durchgeführt werden«, teilt Lilly ihr mit, als sie aus dem Zimmer kommt und die Tür behutsam hinter sich schließt.

»Aber ich muss ihn sehen. Jetzt!«, erwidert Michi, doch Lilly schüttelt nur den Kopf.

»Der zuständige Arzt wird in Kürze hier sein. Er wird Ihren Bruder noch einmal genauer untersuchen und steht Ihnen anschließend für Fragen zur Verfügung. Danach können Sie ins Krankenzimmer.«

Die Hofer Michi nickt unwirsch.

»Okay?«, hakt Lilly nach.

»Habe ich denn eine Wahl? Was, wenn ich es nicht okay finde?«

Schwester Lilly lacht nur kurz und heiser auf, tätschelt ihr die Schulter und stapft in Richtung Schwesternzimmer davon.

Weil Geduld noch nie ihre Stärke war und sie es hasst, warten zu müssen, setzt die Hofer Michi sich wieder auf einen Plastikstuhl, stützt den Kopf in ihre Hände, reibt sich die verweinten Augen und starrt auf den schmutzigen Boden vor sich. Auf ihre schwarzen Schnürstiefel, ebenfalls dreckig von der Sohle bis zum Schaft.

Dann steht sie auf. Plötzlich, fast ruckartig. Geht ein paar Schritte, schaut sich um. Ihre Augen, wie sie den Gang absuchen, nach Menschen, nach einer Bewegung, nach etwas Lebendigem. Wie die Hofer Michi einen Schritt vor den anderen setzt, ganz behutsam. Sich der Tür zum Krankenzimmer nähert, nach der Klinke greift, sie vorsichtig nach unten drückt und versucht, die Tür zu öffnen. Doch nichts rührt sich. Sie versucht es noch einmal, vehementer, aber die Tür bewegt sich keinen Zentimeter. Weil sie verschlossen ist. Weil Patienten in einem kritischen Zustand Ruhe brauchen, hat Schwester Lilly gesagt. Und Michi hat sich gedacht: Falsch, weil es immer eine Ausrede dafür gibt, Türen abzusperrern und Menschen den Zutritt zu verweigern. Und dann noch: Krankenhaus-Nazis. Aber das hat sie für sich behalten. Weil sie sich ändern möchte, nicht mehr die Alte sein

will. Die nichts auf die Reihe bekommt und nur eine Belastung ist. Für sich, für ihren Bruder, für ihr ganzes Umfeld. Und wegen dieser beabsichtigten Änderung will sie jetzt zu ihm. Um ihm zu zeigen, dass sie für ihn da ist, dass sie sich geändert hat, eine gute Schwester sein kann, eine echte, die sich kümmert.

Sie stemmt sich gegen die Tür und versucht erneut, sie zu öffnen. Als wieder nichts passiert, ballt sie ihre rechte Hand zur Faust und schlägt mit aller Kraft auf die Tür ein, sodass es knackt. Einmal, zweimal, dreimal. So lange, bis zwei Krankenschwestern aus ihrem Aufenthaltsraum stürmen, die Michi an den Schultern packen und sie von der Zimmertür wegzerren.

»Jetzt hören Sie doch damit auf, Frau Hofer!«, ruft die eine.

»Sie müssen verstehen, dass ...«, brüllt die andere. Der restliche Satz geht im wütenden Geschrei von Michi unter.

»Verdammte Scheiße!« Sie ist aufgebracht. »Lasst mich doch einfach kurz zu ihm!«

»Das geht nicht.« Wieder die erste Schwester.

»Aber ...«, presst Michi noch heraus und lässt sich dann fallen. Wie ein leerer Sack in die Arme der beiden Frauen, die sich panisch anblicken.

Und auf einmal ist da eine Träne in Michis Augen. Ganz plötzlich. Und dann noch mehr.

5

Wenn man alles, was geschehen ist, Revue passieren lassen müsste, würde man es nicht glauben. Niemand würde einem diese Geschichte abkaufen. Für kein Geld der Welt. Dass so etwas überhaupt passieren konnte, unglaublich.

Dass der Rauscher, der Miro Rauscher, der prominente Netzwerker mit rumänischen Wurzeln, sich selbst entführt hat. Einen teuflischen Plan hatte der beliebte Adabei ausgeheckt. Obwohl, so ganz stimmt das nicht einmal. Denn der Plan war eigentlich

von einem gewissen Michalski. Einem rumänischen Obstexporteur mit österreichischer Diplomatenabstammung. Rauscher und Michalski waren jung und brauchten das Geld. Oder zumindest so ähnlich. Der Rauscher war vor ein paar Monaten wirklich ein wenig knapp bei Kasse. Nachdem die alte Meißelburgerin aus Bad Gastein gestorben war, war er wieder allein und finanziell nicht gerade gut gestellt. Die ehemals sehr reiche Grande Dame des Gasteiner Tals war zum Ende ihres Lebens nicht mehr ganz so liquide gewesen wie vor einigen Jahren noch, und die vererbte Villa fraß den Großteil der zur Verfügung stehenden Mittel vom zurückgelassenen Rauscher auf. Natürlich ließ dieser sich das nicht anmerken und versuchte mit allem, was ihm zur Verfügung stand, wieder in einen normalen Alltag zu finden.

Genau in diesem Augenblick lief ihm sein alter Freund Michalski über den Weg, der die glorreiche Idee hatte, dass der Rauscher zu diesem Zweck seine eigene Entführung inszenieren könnte. Lösegeldforderung inklusive.

Und weil der Michalski mit einem gewissen Hofer Andi noch eine alte Rechnung offen hatte, die ihm erst durch ein zufälliges Techtelmechtel mit der Hofer Michi im rumänischen Timișoara wieder bewusst geworden war, kam eins zum anderen: Sie täuschten die Entführung vor, forderten Geld und stellten den Hofer an den Pranger.

Fast hätte die Inszenierung sogar geklappt, wäre ihnen nicht der Birnberger in die Quere gekommen. Ein ganz, ganz alter Freund vom Rauscher und vom Michalski, noch aus der guten Gasteiner Zeit, der zufällig herausgefunden hatte, dass der Manager vom Rauscher, der Bundschuh Manfred, eine Affäre mit der Meißelburgerin unterhielt. Und den Bundschuh daraufhin mit eindeutigen Fotos von ihm und der Meißelburgerin erpresste.

Was dann dazu führte, dass der Bundschuh dem Birnberger prekäre Informationen über den Rauscher zukommen ließ. Die er eher zufällig als gewollt bei einem Gespräch zwischen dem Michalski und dem Rauscher aufgeschnappt hatte. Darunter auch die Geschichte der vorgetäuschten Entführung, in die der Bundschuh natürlich eingeweiht war.

Dass der Michalski in der Zwischenzeit beschlossen hatte, möglichst alle Zeugen verschwinden zu lassen, konnten der Rauscher, der Birnberger und der arme Bundschuh – der schon gar nicht – zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht wissen. Und dass das alles ohnehin aufliegen würde, weil der Baum und der Bob, Hofers beste Freunde, alles daransetzen würden, die Unschuld ihres Kumpels zu beweisen, damit hatte auch niemand gerechnet.

Was aber unbedingt noch gesagt werden muss, ist, dass der Bundschuh seitdem nicht mehr gesehen worden ist. Die Ermittler gehen davon aus, dass der Michalski einen Mord begangen hat, doch das kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr eruiert werden. Denn der Michalski ist tot. Den Verletzungen erlegen, die ihm der Birnberger zugefügt hat, als er das übergebene Lösegeld an sich reißen wollte. Und selbst wenn das nicht passiert wäre, hätte er wohl nicht geredet: Michalski, der Schweigsame.

Lässt man sich jetzt jedes unwirkliche, unglaubliche und hinterhältige Detail der Geschichte noch einmal durch den Kopf gehen, dann kann man es immer weniger glauben. Dass der Birnberger jetzt in U-Haft sitzt, wo der Hofer Andi noch vor ein paar Wochen gesessen ist. Weil er der Entführung vom Rauscher beschuldigt wurde. Weil ihm der Michalski und der Rauscher das Ganze in die Schuhe schieben wollten. In dem Verhörraum mit diffusem Licht und der neugierigen Stimme des nervösen Ermittlers, dem Goldberger. Der übrigens mittlerweile in eine psychiatrische Anstalt eingeliefert wurde. Verdacht auf Burn-out mit schizophrenen Auswüchsen. Zu groß war wohl die Belastung, zu unerträglich der berufliche Misserfolg, zu verstörend der unabsichtlich gefallene Schuss, der den Hofer traf. Versehentlich. Und ihn trotzdem mitten ins Koma warf. Von einer Sekunde auf die andere.

Das alles ist passiert. Binnen kürzester Zeit. Ein Auf und Ab der Gefühle, eine Achterbahn der Dramatik. *Leben und sterben lassen* sozusagen.

Und das alles hat genau hierhergeführt. An diesen Ort, in dieses Zimmer, zu diesen Menschen.

Während der Rauscher in irgendeiner Zwischenhaftzelle

hockt, die Hände aneinandergesst, Schweißperlen auf der Stirn, und wartet. Auf die nächsten Schritte im Prozessakt, auf eine gute Verteidigung, auf einen Richter, der sich mit ihm auseinandersetzen wird.

Dass er das alles so nicht wollte, wird er sagen. Dass er nie vorhatte, so weit zu gehen.

Dass er das allein nie gemacht hätte. Dass er gezwungen wurde. Vom Michalski.

Dass er den Hofer vorher gar nicht wirklich gekannt hat, wird er sagen.

Dass er keinen Grund hatte, ihm die Sache in die Schuhe zu schieben. Weder einen persönlichen noch einen sonst wie gearbeteten.

Dass der Michalski das alles geplant hat. Vom Anfang bis zum Schluss. Und er selbst nur eine Marionette in diesem ganzen Spiel war. Wie der Hofer. Dass er nur vom Michalski für dessen miese Machenschaften benutzt wurde und ihn keine Schuld trifft. Dass er selbst ein Opfer ist.

Dass er an sich arbeiten wird. Sozialstunden leisten und so weiter. Alles wird er tun. Das wird er sagen. Und es ernst meinen. Irgendwie.

Weil er hofft, dass der Bundschuh, sein Freund, sein Manager, noch irgendwo da draußen ist, dass er noch lebt. Vielleicht ist er einfach nur geflüchtet und wurde nicht umgebracht und entsorgt. Vom Michalski, diesem dreckigen Verräter. Darauf hofft er.

Während die Leiche vom Bundschuh in Wirklichkeit irgendwo am Grund der Salzach treibt. Noch immer nicht entdeckt, von niemandem gefunden. Der leblose Körper wurde einfach ins kühle Nass geworfen, mitten hinein ins Vergessenwerden. Aber das weiß der Rauscher nicht, denkt an ganz etwas anderes und lässt seine Gedanken, seine Träume und seine Ängste ebenfalls treiben. Jedoch nicht vom kalten Salzachwasser. Streicht sich noch einmal über das Gesicht, reibt sich die Müdigkeit aus den Augen und denkt an den Hofer. Ob er wohl überlebt hat? Was aus ihm geworden ist? Ein Invalide, ein Komapatient oder eine Leiche?

Er weiß es nicht. Und irgendwie will er es auch gar nicht wissen.

6

Die Tage danach: ein einziger Rausch. Ein Blumenstrauß voller bunter Blüten auf dem Nachtkästchen neben meinem Bett. Kekse und Männerzeitschriften. Eine Nonna mit Tränen in den Augen, die mich so fest umarmt, dass meine Gliedmaßen zu brechen drohen.

Ein Bob, der einen selbst gebrannten Zirbenschknaps dabei hat, den wir heimlich hinter vorgehaltener Hand aus einem der Plastikbecher schlürfen, als gerade keine der Krankenschwestern in der Nähe ist.

Ein Franz Ferdinand Baum, der mir noch heimlicher zwei Packungen Gitanes Blondes zusteckt, meine ehemalige Lieblingsmarke, direkt aus Frankreich importiert. »Die hast du dir verdient«, sagt er.

Und ich: »Aber du weißt doch, dass mir das momentan nicht guttut.«

Der Baum nickt, reagiert aber sonst nicht auf meinen Einwand.

»Du meinst, ich soll wieder anfangen?«

Wieder nur dieses stumme Nicken, und schon stehen wir beide am gekippten Krankenhausfenster und zünden uns gegenseitig eine Gitanes an. Wohl wissend, dass der Rauchmelder nicht weit ist, pusten wir den Rauch durch die schmale Fensteröffnung ins Freie. Die Schwestern werden nie davon erfahren.

»Was machst du nur für Sachen?«, flüstert der Baum und räuspert sich, um daraufhin sogleich einen Hustenanfall zu bekommen.

»Bei dir ist die Letzte wohl auch schon ein Weilchen her, was?« Ich grinse und schlage ihm mit der flachen Hand auf den Rücken. »Geht's wieder?«

»Ja, ja, passt schon.«

»Du wirst auch langsam alt.«
 »Leck mich, Hofer.«
 »Jederzeit, Baum.«
 Wir umarmen uns, klopfen uns gegenseitig auf die Schultern.
 »Ich bin froh, dass es dir wieder besser geht, Hofer.«
 »Ich auch, das kannst du mir glauben.«
 »Was hast du jetzt vor?«
 »Ich weiß es ehrlich gesagt noch nicht.«
 »Fängst du wieder an zu arbeiten?«
 »Muss ich wohl.«
 »Jetzt sei halt nicht so, du machst das doch gern. Der Hirsch vermisst dich schon. Wir vermissen dich.«
 »Das ist nett von dir.«
 »Und die Wahrheit.«
 »Dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, oder?«
 »Ich glaube nicht, nein«, lacht der Baum, als sich plötzlich eine helle Stimme in unser Gespräch einmischt. Vor lauter Männerliebe haben wir nicht bemerkt, dass eine Krankenschwester das Zimmer betreten hat.
 »Aber vorher steht noch ein wenig Erholung an, ein bisschen Urlaub!«, ruft sie.
 Der Blick vom Baum wandert von meinem leicht geröteten Gesicht zu den strahlend blauen Augen der Schwester. Und dann macht es klick, und er sagt: »Ich freu mich ja so für euch! Und übrigens: Ich bin der Franz Ferdinand.«

7

»Dir ist aber klar, dass ich nicht unbedingt ein Urlaubstyp bin, oder, Lilly?«
 »Was meinst du damit?«
 »Na ja, du weißt schon: Lignano Sabbiadoro, Bibione und Co., wenn ich nur daran denke, wird mir schon schlecht.«

»Warum denn?«
 »Ich weiß auch nicht, aber das war immer schon so. Die Abneigung hab ich wahrscheinlich von meiner Großmutter geerbt.«
 »Das verstehe ich nicht. Ich fand das immer super, wenn wir mit meiner Familie im Sommer für eine Woche an die Adria gefahren sind. Aquafun und so.«
 »Voll der Fun, wenn du am Strand übereinandergestapelt liegen musst, weil kein Körnchen Sand mehr frei ist. Und wenn du nicht um fünf Uhr morgens aufstehst, sind alle Sonnenschirme vergeben. Das ist doch das Letzte.«
 »Geh, Hofer, sei doch nicht so. Du machst noch die ganze Urlaubsstimmung kaputt.«
 »Ich habe nicht gemerkt, dass wir schon in Urlaubsstimmung sind.«
 »Ich für meinen Teil bin es schon.«
 »Schön für dich.«
 »Was soll denn das jetzt? Wird das unser erster Streit?«
 »Vielleicht.«
 »Sei doch nicht gleich eingeschnappt. Kennst du die Adria eigentlich nur vom Hörensagen, oder warst du schon mal dort?«
 »Einmal.«
 »Mit deiner Ex-Frau? Warst du damals auch so drauf? Dann kann ich nämlich verstehen, dass dir der Aufenthalt nicht gut in Erinnerung geblieben ist.«
 »Das ist nicht witzig, Lilly, ich mag es dort einfach nicht. Und nein, ich war als Kind da. Mit meiner Oma.«
 »Die wahrscheinlich sieben Tage lang über alles geschimpft hat, oder?«
 »Genau. Über die Hitze, das Essen, den Sand, den Dreck, den Müll und nicht zuletzt über die Leute. Von denen sie jeden Zweiten zu kennen schien.«
 »Das ist doch nur ein Gerücht.«
 »Aber es fahren einfach alle da runter, vor allem zu dieser Jahreszeit.«
 »Und deine Gasteiner Oma kannte die alle, eh klar.«

»Du kommst doch auch aus dem Gasteinertal, du weißt, wie das ist.«

»Weiß ich nicht. Ich hab an der Adria nämlich noch nie jemanden getroffen.«

»Du bist komisch.«

»Das sagt der Richtige.« Dann ein flüchtiger Kuss auf die Wange und eine schnelle Umarmung.

Ich lächle. »Du kannst mich schnell überzeugen.«

»Das ist der Vorteil von Frischverliebten!«, ruft Lilly. Bevor sie das Zimmer verlässt, singt sie fröhlich eine Melodie von irgendeinem italienischen Schlager und setzt nach: »Und vergiss eine zweite Badehose zum Wechseln nicht.«

Ich schüttele generot den Kopf, kann mir aber sogar in dieser Situation ein Grinsen nicht verkneifen. Verkehrte Welt.

Während ich im Krankenhaus liege, dreht sich die Welt draußen weiter. Auch die Geschäfte laufen. Erzählen sie mir jedenfalls. Bob und Nonna kümmern sich um den Hirschen, stehen hinter der Theke, erledigen die Buchhaltung. Sie haben alles im Griff, wissen, wie der Laden funktioniert.

»Ihr seid die besten Freunde, die man sich vorstellen kann«, sage ich, als sie mich an einem Sonntag kurz vor meiner Entlassung noch einmal im Krankenhaus besuchen. »Was täte ich nur ohne euch?«

»Not much«, antwortet Bob lachend.

Und die Nonna: »Könntest du diesem Halblustigen hier endlich mal sagen, dass er Deutsch sprechen soll? Auf mich hört er ja nicht. Mittlerweile versteht er den hintersten Vorarlberger Dialekt, aber weigert sich partout, wenn ich ihn bitte, verständlich zu reden. Dann behauptet er: ›Deutsche Sprache, schwere Sprache.« So ein Blödsinn.«

»German is difficult, really«, sagt Bob.

»Dein Englisch ist auch nicht besser. Du kannst ja nicht einmal das richtig«, sagt die Nonna.

Diese alte Fehde. Der Bob und die Nonna. Schon über zwanzig Jahre ist es her, dass der Bob vor der Haustür meiner Gasteiner Oma gestanden ist. Geflüchtet war er, aus dem Senegal. Weil ihn

dort nichts mehr hielt, die politischen und kriegerischen Unruhen das Land zerstörten. Deshalb machte er sich auf den langen Weg in Richtung Europa, in Richtung Paradies. Und landete schlussendlich im Gasteiner Tal und später in Salzburg. Er konnte bereits ein paar Brocken Deutsch sprechen, ansonsten nur Englisch, und das auch nicht hundertprozentig akzentfrei. Wir haben versucht, ihn aufzunehmen, ihn zu integrieren, ins damalige Leben in Bad Gastein, bei der Polizei, wo ich zu der Zeit noch gearbeitet habe. Anschließend beim Hirschen. Bob wird immer für mich da sein. Und ich für ihn. Eine never ending story quasi.

Und ähnlich verhält es sich auch mit der Nonna, der alten Fritzi Kaltenbrunner, einer ehemaligen Lehrerin. Sie war mit meiner Gasteiner Oma bis zu deren Tod befreundet gewesen. Die beiden verband dieser eigenartige Pessimismus, den ältere Frauen manchmal an den Tag legen. Irgendwie zynisch, irgendwie wütend und trotzdem eine gute Seele, eine gute Haut. In Rente wurde der Fritzi Kaltenbrunner dann langweilig, alleinstehend, ohne Kinder, weshalb sie sich dafür entschied, in mir ihren Ersatzkel zu sehen. Ich freute mich darüber, dass sie stundenweise im Hirschen aushelfen wollte. Aus den geplanten Stunden wurden Tage. Aus den Tagen wurde ein fixes Engagement. Mittlerweile geht beim Hirschen nichts mehr ohne die Nonna, die wir so nennen, weil sie uns schon früher an eine alte italienische Großmutter erinnert hat, die mit einem Nudelholz bewaffnet böse Kinder verfolgt. Viel unterschiedlicher als Nonna und Bob können Menschen fast nicht sein.

So auch jetzt: Denn während Bob seine Nasenlöcher bläht, was er immer tut, wenn ihm die Nonna auf die Nerven geht, beobachte ich meine Mitarbeiter, die zu meinen engsten Freunden, ja zu Vertrauten geworden sind. Seit Jahren schon bilden wir ein perfektes Team. Hervorstechendste Merkmale: Leidenschaft und Inkompetenz. Einsatz und Müßiggang. Und trotzdem sind wir unschlagbar. Immer füreinander da, immer mit Rücksicht auf die anderen handelnd. Mehr kann man sich nicht wünschen, mehr braucht es im Leben nicht. Ich denke an Baum, an Lilly, sehe die beiden Streithähne vor mir und muss lachen.

»Why laughing?«

»Mensch, Bob, das heißt: ›Why are you laughing ...‹. Wenn schon, denn schon«, sagt die Nonna, die in ihrem ganz frühen Leben mal als Au-pair in Irland gewesen ist. In einem kleinen Kaff nahe Cork. Im vorigen Jahrhundert.

»You are so gescheit«, flüstert der Bob.

Die Nonna rollt mit den Augen, und ich lache.

»Ihr seid wirklich die Besten«, sage ich noch einmal. Und als Lilly das Zimmer betritt: »Und du sowieso!«

»Um was geht's denn?«, fragt Lilly.

»Um dich, um Bob, um Nonna, um uns, um das Leben.«

»Schön klingt das, Andi, wirklich schön.«

»Jetzt reicht's aber wieder mit der Turtelei«, mischt die Nonna sich ein. »Ihr wollt also Urlaub machen?«

»Genau«, sage ich, »aber nur eine Woche. Kommt ihr noch so lange ohne mich aus?«

»Müssen wir ja wohl. Aber dass du mir gut auf ihn aufpasst, Lilly. Du kennst unseren lieben Hofer ja mittlerweile schon ein bisschen. Bei ihm weißt du zu keinem Zeitpunkt, was als Nächstes passieren wird.«

»Ich gebe mein Bestes«, versichert Lilly und kreuzt die Finger hinter ihrem Rücken. »Krankenschwesternwort.«

»Krankenschwesternwort«, wiederholt der Bob. »Crazy word.«

Daraufhin steht die Nonna auf und zieht ihn am Arm aus dem Zimmer. Der Bob deutet noch eine schnelle Kapitänsverabschiedung an, und schon sind sie verschwunden. Das »Schönen Urlaub!«, das die Nonna uns vom Krankenhausaussgang zurückruft, ist schon fast nicht mehr zu hören.

Ich blicke Lilly an, die grinst. »Warum lachst du?«

»Die zwei sind Gold wert.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Im Piemont wär's sicher schöner gewesen«, sage ich ein paar Tage später.

»Ja, und in New York auch«, erwidert Lilly und verdreht die Augen. Sie greift nach ihrer Sonnenbrille und packt die Sachen, die auf dem weiß bezogenen Doppelbett verstreut liegen, in ihre bunte, mit Palmenmuster bedruckte Badetasche. Sonnencreme, Magazine, Handtücher und so weiter. Dann wirft sie mir die Tasche zu, greift nach meiner freien Hand und führt mich aus dem Zimmer. Nummer 413, Hotel Stellamare, Caorle, erste Reihe am Strand, natürlich eine Top-Adresse.

Lilly hat alles erledigt: von der Recherche bis zur Buchung. Von der Anfahrt bis zum Check-in. Und jetzt stehen wir da, Hand in Hand, unsere Blicke aufs glitzernde Meer gerichtet. Lilly drückt meine Hand ganz fest, und ich drücke ihre zurück. In diesem kurzen Moment fühle ich mich frei. Und gleichzeitig geborgen. Ich schaue sie von der Seite an. Meine Lilly. Wie schnell alles gegangen ist, wie leicht und schön es mit ihr ist. Gerade mal einen Meter sechzig misst diese Frau, die so voller Energie ist, immer positiv gestimmt. Wie ich kommt sie aus Bad Gastein, und dennoch konnten wir uns nicht, zu groß der Altersunterschied. Und ebenso wie ich ist sie nach Salzburg gezogen. Sie wohnt in der Elisabethstraße nahe dem Hauptbahnhof und arbeitet im Landeskrankenhaus. Seit mittlerweile neun Jahren. Und außerdem sind da ihre Haare. Kurz und brünett mit Stirnfransen, die sie sich alle paar Minuten aus dem Gesicht pusten muss. Dazu die blauen Augen. Diese unvergesslichen, unvergleichbaren blauen Augen, die mich beim ersten Blick in sie an das Meer erinnern haben. Vielleicht fühle ich mich deshalb in diesem Augenblick so einzigartig frei. Wegen des Meeres vor mir und ihrer wundervollen Augen.

Zu kitschig kommt mir dieser Augenblick vor. Noch nie habe ich so etwas Schönes erlebt. Womit habe ich diese Frau verdient? Die mich wider Willen in diese Vorhölle von Urlaubsparadies verschleppt hat. Aber sie war so überzeugend, in jeder Hinsicht. Womit habe ich das also verdient? Ist das Schicksal wirklich gerecht?

Will es mir nach dieser Sache mit dem Rauscher etwas Gutes tun? Mir zeigen, dass die Welt nicht immer nur schlecht, nicht immer nur böse ist?

Irgendwie will ich daran glauben. Dass da etwas ist, etwas Höheres, Größeres, das ich nicht fassen kann. Das tatsächlich ein Auge auf mich hat, ein beschützendes. Und irgendwie ...

Lilly reißt mich aus meinen Gedanken. »Komm schon, ab ins Meer mit dir.«

»Das ist sicher eiskalt.«

»Ist es nicht.«

»Woher willst du das wissen? Das schaut schon so kalt aus.«

»Du bist ein Depp.«

»Ja, dein Depp.« Ich küsse sie.

Sie reißt mich mit, im Laufen ziehe ich mir mein schwarzes Poloshirt über den Kopf und werfe es in den Sand. Das Wasser umspült meine Füße, und drin sind wir, im blauen Meer. Ich. Und die Lilly. Gemeinsam.

Die Wellen schlagen über unseren Köpfen zusammen, um unsere Körper im weißen Schaum. Die anderen Menschen um uns herum, die unzähligen Gesichter und nackten Oberkörper, wir blenden sie aus, haben nur Augen für uns, füreinander. Wir schwimmen, tauchen, küssen, umarmen uns. Minutenlang.

Ich frage sie, ob sie mir irgendwann ihre Familie vorstellt, ihren Bruder, von dem sie mir bisher nur kurz erzählt hat.

»Natürlich. Ich freue mich schon darauf«, sagt sie. »Aber jetzt lass uns erst mal zu zweit sein, das Leben genießen. Meine Familie lernst du noch früh genug kennen«, flüstert sie mir ins Ohr und küsst mich ein weiteres Mal.

Deshalb überhören wir zuerst auch die lauten Schreie, die aus der Richtung des Strands kommen. Laute Hilfeschreie, Kinderstimmen, eine Sirene von irgendwo, ganz weit weg. Wir übersehen die hektischen Urlauber, die plötzlich und wie von der Tarantel gestochen aus dem Meer laufen, Wasser treten, mit den Händen durchs kühle Nass wühlen, um schneller voranzukommen. Wir ignorieren das laute, eigentlich unüberhörbare Getöse, das ein heranrasender Strandbuggy verursacht, der über einen befahrbaren

Strandzugang direkt zu dem Badeabschnitt unserer Unterkunft rauscht.

Noch einmal den Kopf unter Wasser tauchen. Ich packe Lilly unter den Armen, hebe sie hoch, kitzele sie, dass sie lachen muss. Abrupt lasse ich sie fallen, sie verschwindet im Wasser, um ein paar Sekunden später prustend wieder aufzutauchen.

»Du bist so blöd, Hofer«, röchelt sie und spuckt Salzwasser aus. Als sie mich erneut umarmt, fällt ihr Blick auf den Strand. Auf das blinkende Blaulicht und die Menschenmasse, die in einem Halbkreis um etwas scheinbar sehr Interessantes steht. Lilly tippt mir auf die Schulter und deutet mit offenem Mund in Richtung Hotel.

»Was ist denn?«, frage ich verwirrt, dann sehe auch ich die Sanitäter, die sich, eine Bahre tragend, durch die Menschenwand zu kämpfen versuchen. »Weißt du, was passiert ist?«, frage ich, erhalte aber keine Antwort.

Der Rücken von Lilly ist schon einige Meter entfernt, sie krault geschmeidig durch das Meer. Und ich ihr hinterher.

9

Und dann die Leiche. Mitten am Strand. Fünf Umkleidekabinen, alle blau-weiß gestrichen, eine von ihnen versperrt, anscheinend schon seit Tagen. Es ist die ganz links außen. Ein deutscher Tourist hat sie mit roher Gewalt aufgerissen, warum auch immer. Ein gewisser Jens Stratmann, der daraufhin in die ausdruckslosen Augen einer Frau blickte. Einer attraktiven, jungen, toten Frau.

Die Leichenstarre hatte bereits eingesetzt, ihr Körper war steif, verharrte halb hinuntergerutscht auf einem dieser Korbstühle, die in Italien so beliebt sind. Stratmann starrte auf den Stuhl, auf die Frau, bekleidet mit Rock und Shirt, und auf die Rückwand der Kabine. Dann wurde ihm schlecht, und er musste sich übergeben.